

... Jonathan Spycher, Chefarzt Orthopädie am Spital Interlaken «Ja, ich bin ein Knochenschlosser»

Daniel Lüthi

Text und Bilder

danielluethi[at]gmx.ch

«Alpines Notfallzentrum»: So heisst dieses Spital, und der Name ist Programm. Interlaken ist vom beschaulichen Ort für betagte Wanderer zum pulsierenden Zentrum für junge Adrenalin-Junkies geworden, die hiesige Medizin hat sich den modernen Freizeitaktivitäten angepasst.

Speed-Sport und die Folgen

Canyoning, Bungee- oder Basejumping, Gleitschirmfliegen und Extremklettern sind Kicks im Sommer, jetzt im Winter wird geboardet oder ge-

carvt, was das Zeug hält – oder eben nicht hält. Je schöner das Wochenende für die Touristen aus nah und fern, je mehr Arbeit für Jonathan Spycher und seine Crew. «Wir behandeln über 10000 Notfälle pro Jahr, in Spitzenzeiten 40 pro Tag, das sind bis zu 15 Operationen täglich für das gleiche Team.» Lange Arbeitstage sind das. «80 Wochenstunden sind gerade in Spitzenzeiten wie jetzt normal.»

Manchmal landen zwei Helikopter gleichzeitig, zum Teil auch mit Schwerverletzten. «Schwere Monotraumata sind bei uns häufig. Ein Knie, eine



Schulter, ein Sprunggelenk – sie sind oft so richtig kaputt, wenn sie zu uns kommen, «Speed-Sport» bedeutet eben vielfach «Hochenergie-Unfall». Für uns heisst das: Vieles ist akut, also unplanbar, und das Resultat ist abhängig von qualitativ hochstehenden Leistungen.» Mit anderen Worten: Je komplizierter und komplexer ein Fall, umso herausfordernder und reizvoller ist er für den Orthopäden.

Jonathan Spycher erinnert sich an einen 28-jährigen Motorradfahrer: «Eine drittgradig offene Knie-Luxation und am gleichen Bein eine zweitgradig offene Unterschenkelfraktur, dazu später ein Infekt – das bedeutete für uns eine siebenstündige Nachtschicht. Nach gut einem Jahr sah ich den Mann wieder. Alles funktionierte super; so etwas macht extrem Freude.» Seine Arbeit bezeichnet Spycher als «unglaubliches Privileg» und «grosse Leidenschaft». «Ich sehe ein Problem und löse es zuerst im Kopf. Das ist die intellektuelle Herausforderung. Am Tisch im Operationssaal werden Kopf und Hand dann zu einer Einheit.»

«80 Wochenstunden sind gerade in Spitzenzeiten wie jetzt normal.»

Aller Sorgfalt zum Trotz: Fehler können immer passieren. Spycher steht ohne jegliches Zögern dazu, dass auch bei ihm nicht immer alles rund läuft. Rund 500 Hüftprothesen hat er in den vergangenen 5 Jahren eingesetzt, eine davon sprang kurz nach der Operation aus der Pfanne. «Für mich war das eine Riesen-Niederlage. Der Hüftschaft war um 20 Grad verdreht, und ich weiss noch heute nicht, wie das passieren konnte. Ich habe mich bei der Patientin sofort entschuldigt, und wir operierten ein zweites Mal – diesmal ging es problemlos.»

Der Schlosser

Die Faszination für das Technische kommt bei Spycher nicht von ungefähr. Denn dieser Arzt ist gelernter Handwerker. Nach der obligatorischen Schulzeit absolvierte er bei der Von Roll AG in Bern eine Lehre als Konstruktionsschlosser. Da ging es um groben Stahlbau: Rohre für Wasserwerke, Krane, Seilbahnen, Schienen und Weichen. Spycher lernte schweissen und schmieden, ausbrennen, abkanten und abwinkeln. «Es war eine schwere und rauhe Arbeit. Jahrelang studierte ich an meiner Zukunft herum. Als ich 22-jährig war, setzte ich mich an einem Samstagmorgen hin und plante mein Leben. Ich wollte nicht mehr mit Stahl, sondern mit Menschen arbeiten.» Auf dem zweiten Bildungsweg machte Spycher die eidgenössische Matura. Dann studierte er Medizin, wechselte von der toten zur lebendigen Materie, wurde vom Konstruktions-



Jonathan Spycher

Dr. med. Jonathan Spycher wurde 1967 im kleinen Busch-Dorf Obura in Papua-Neuguinea geboren. Seine Eltern waren dort evangelische Missionare. Als er 15 war, kam er mit seinem Bruder zurück in die Schweiz. In Bern besuchte er die 9. Klasse, dann absolvierte er bei der Von Roll AG – unter anderem im Seilbahn-, Maschinen- und Schienenbau – eine Lehre als Konstruktionsschlosser. Eine Weltreise führte ihn dann u.a. nach Australien, wo er das Privatpilotenbrevet machte. Zurück in der Schweiz, arbeitete er in Hindelbank in einer Firma, die Gasverbrennungsanlagen herstellte. Auf dem zweiten Bildungsweg machte Spycher die eidgenössische Matura, 1992 bis 1998 studierte er in Zürich Medizin. Seine Weiterbildungsjahre führten ihn durch die ganze Schweiz. Wichtige Stationen waren das Tiefen-auspital Bern, das Kantonsspital Freiburg und das Universitätsspital Genf. 2005 legte er die Facharztprüfung Orthopädie und Traumatologie des Bewegungsapparates ab. Seit 2007 ist er in diesen Disziplinen Chefarzt im Spital Interlaken. Zusammen mit seinen zwei Kindern (8- und 2-jährig) und seiner Frau lebt er in Unterseen bei Interlaken – ganz in der Nähe des Spitals, in dem er arbeitet.

zum Knochenschlosser. Laien brauchen den Begriff wie selbstverständlich. Ist er für den Spezialisten eine Beleidigung? «Nein, ganz im Gegenteil, eher eine Ehre! Ja, ich bin ein Knochenschlosser.»

Der Manager

Aber Spycher ist auch Chefarzt. Und hat damit noch ganz andere Aufgaben, Personalmanagement

zum Beispiel. «Ich pflege einen partizipativen Führungsstil mit flachen Hierarchien, lasse viele mitreden und höre ihnen zu. Ich glaube, dass ich gutmütig bin, manchmal vielleicht zu gutmütig. Nur etwas ärgert mich: der Kostendruck im Gesundheitswesen und der Machtkampf in den Spitälern zwischen Verwaltung, Direktion und Ärzteschaft. Wer die Hauptleistung erbringt, hat am wenigsten zu sagen. Diese Diskrepanz macht mich grantig.» Dazu kommt der Druck der Patienten mit ihren Erwartungen. Und, last but not least, die Familie mit ihren legitimen Ansprüchen, die allzu oft zu kurz kommen. Kurz: «Wir Spitalärzte sind wie in einem Schraubstock.»

Nach all den Stunden am Operationstisch warten auf dem Tisch im Büro die Papierstapel. Jonathan Spycher macht keinen Hehl daraus: Dieser Teil seiner Arbeit gefällt ihm am wenigsten, bringt ihn manchmal sogar ins Zweifeln. «Es gibt viele Widerwärtigkeiten, die mit meinem klinischen Hintergrund nichts zu tun haben. Es weht ein starker Gegenwind. Die Empathie und die eigentliche ärztliche Kunst des Heilens drohen verloren zu gehen. Aber ich will nicht einfach ein Zahnrad in einem Getriebe sein. Sollte der Druck einmal grösser werden als die Freude – ja dann müsste ich mir halt etwas Neues überlegen.»

Fast wehmütig schweift der Blick jetzt nach draussen, wo es leise schneit. Und dann auf den Computerbildschirm, wo ein kleines, exotisches

«Wer die Hauptleistung erbringt, hat am wenigsten zu sagen. Diese Diskrepanz macht mich grantig.»

Dorf in einer grünen Landschaft zu sehen ist. Dort, im östlichen Hochland von Papua-Neuguinea, ist dieser Mann aufgewachsen, hat er die ersten rund 15 Jahre seines Lebens verbracht. Es gab dort eine Sanitätsstation, geleitet von einer deutschen Krankenschwester. «Die war super», erinnert sich Spycher, «sie machte alles, von der Wundversorgung bis

zur Geburtshilfe.» Brandwunden, Arbeitsunfälle und Verletzungen aus Stammeskriegen waren häufig. Ein archaischer Ort. Welcher Kontrast zur hiesigen Welt! «Dort hatten wir nichts – aber konnten alles machen. Und hier hat man so unglaublich viel, ist aber gleichzeitig unglaublich eingeschränkt.»

Die Sehnsucht

Pidgin spricht Spycher noch, die Stammsprache Tairora hat er vergessen. Geblieben ist ihm vor allem die Sehnsucht. Der Traum, einmal Arzt in Afrika zu sein. Es ist der Traum vom einfachen Leben und der einfachen Medizin. Geträumt in einer Hightech-Welt, wo junge Menschen von Felsen springen, um das Leben zu spüren.

Ben kommt ihm in den Sinn, ein junger Base-Jumper, den er mal zusammengeflickt hat. Später fand ihn Spycher im Internet, auf der sogenannten «Fatality-List». «Dort stehen die Namen von denen, die in den Tod sprangen. Ben war auch darunter. Das beschäftigt mich schon. Aber ich akzeptiere den Lauf der Natur.»

Die Adrenalin-Junkies verurteilt Spycher nicht. Denn im Herzen ist er selber ein Abenteurer. Gross geworden in einer Gegend, wo sich Häuptlinge mit Äxten und Pfeilen bekämpften und es einst sogar Menschenfresser gab. «Als Kind wollte ich Kriegs- oder Katastrophenchirurg werden.» Als Jugendlicher wollte er auswandern. In Australien machte er das Privatpilotenbrevet und kam dann, als das Geld ausging, via China und Russland zurück in die Schweiz. Im Militär war er bei den Grenadieren. Und auch in der Freizeit sucht er manchmal die Action, in einer Felswand zum Beispiel. Interlaken ist für ihn auch deshalb ein guter Ort, «nur habe ich fast keine Zeit mehr für Freizeitaktivitäten». Das ist ein roter Faden im Leben dieses Orthopäden – und etwas auch, was ihn mit vielen seiner Patienten verbindet: «Ich war immer risikofreudig, unsichere Situationen faszinieren mich seit jeher.»

Wobei «unsicher» keineswegs «unruhig» bedeutet. Im Gegenteil. «Je hektischer es hier wird, desto ruhiger und fokussierter werde ich. In aller Seelenruhe geht es besser und meistens auch am schnellsten.»

Die nächste «Begegnung mit ...»

Am Ende jeden Monats stellt die Schweizerische Ärztezeitung eine Persönlichkeit vor, die sich im Gesundheitswesen engagiert. Im April schildert Daniel Lüthi seine Begegnung mit Andreas Oesch, Gefäss-Chirurg, Krampfader- bzw. Venenspezialist, Berner Chansonnier.